

Der letzte Grossvater. Teil 17

Autor(en): **Diebold, Bernhard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **56 (1952-1953)**

Heft 10

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667074>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der letzte Großvater

Bernhard Diebold

17

Otto fand Lambertz widerlich. Wusste er doch von Lisbeth, dass dieser Mensch sie nach Deutschland locken und mit dem Grafen wieder in Verbindung bringen wollte. Eine dunkle Existenz war dieser Mann, der so selbstbetont in allzu aufrechter Haltung herumstolzierte, während seine Manschetten, wie Otto eben bemerkte, in Fransen ausliefen. Seine geheimnisvollen Geldgeber mochten ihn in jüngster Zeit ganz unzureichend besoldet haben. Was trieb dieser anscheinend berufslos herumspazierende Herr in unserem Zürich? War er wirklich ein Flüchtling? oder gar ein Verfolger? Was hatte dieser ungewisse Ehrenmann ihm schon viel Wichtiges zu sagen, das man auch glauben konnte! Die peinlich scharf spähenden Blicke strafte seine Höflichkeit Lügen; ganz abgesehen von der Aufdringlichkeit der jetzigen Anrede und dem geschneigelten «Verzeihung», das Otto allzu norddeutsch aus dem hartgeschnittenen Munde schnarrte. Er entschloss sich zur sofortigen und deutlichen Ablehnung des Herrn: «Ich will mit Ihnen nichts zu tun haben. Frau Lobeck hat mir gesagt ...»

«Was sie Ihnen gesagt hat», lächelte Lambertz unter grauen spitzen Blicken, «ist sicher nicht so interessant, wie was sie Ihnen ganz sicher nicht gesagt hat ...»

Otto drehte ihm den Rücken und ging. Aber Lambertz lief neben ihm her bis zur Ecke vor der Bahnhofstrasse und erklärte: «Ich warne Sie vor dieser Heirat. Sie werden Unannehmlichkeiten haben. Die Dame ist nämlich immer noch die Frau des Grafen Lobeck ...»

Otto stand mit einem Ruck: «Das ist gelogen. Ich habe alle Papiere gesehen.» Drohend sah er zu dem ihn um einen Kopf überragenden Deutschen hinauf.

«Papiere kann man fälschen ...», lächelte Herr Lambertz, und fürchtete sich nicht vor Ottos zornigen Augen. «Wenn Sie so zwischen vier und sechs Uhr, zur Zeit wo Sie normalerweise in der Werkstatt sind, sich ausnahmsweise mal ins Zürichhorn oder auf die Hohe Promenade begeben wür-

den — dann hätten Sie die schöne Möglichkeit, Frau Lisbeth mit ihrem Grafen spaziergehen zu sehen ... im trauten Verein ... Verzeihung ...»

Da schlug ihm Otto ins Gesicht. Lambertz entkräftete den Schlag durch blitzschnelle Abwehr und hielt das Gelenk des Angreifers in eiserner Umklammerung. Das ging so schnell, dass es fast niemand bemerkte. Nur zwei Frauen mit einem Kinderwagen blickten entsetzt auf die erregten Männer. Auch Lambertz — hochrot glühte sein Kopf über dem weissen Stehkragen — hob jetzt die Faust. Besann sich aber. Liess die Hand plötzlich sinken; gab mit der andern Ottos Gelenk frei. Und ging sehr rasch mit grossen Schritten davon; ohne einen Laut, ohne sich umzusehen. Er wusste wohl warum. Er wollte sich nicht auffällig machen. Verschwand im Gewühl der Bahnhofstrasse.

Auch Otto flüchtete vom Schauplatz dieser bösen Szene durch Seitenwege nach dem Rennweg hin. Auch er schritt eilig, hastend, schnaubend vor Atemtrieb. Er lief vor sich selber davon. Etwas Dunkles hockte ihm auf dem Herzen. Eifersucht peitschte ihn vorwärts. Sein Puls raste. Zu seiner tiefen Schande musste er sich gestehen: dass er nicht felsenfest an Lisbeths Unschuld glaubte — und dass ihn jetzt die Zweifel jagten wie die Furien.

Fünftes Kapitel

Trau — schau — wem?

Das Zeichen

Der Herbst loderte in den Bäumen. Das Rot verschlang immer mehr das Grün. In Otto verschlang die Leidenschaft die Seele. Er sah nun die Bäume am Zürichhorn und auf der Hohen Promenade sehr oft, um zwischen ihren herbstlichen Flammen seine Liebe verbrennen zu sehen.

Zwar glaubte er diesem Lambertz nicht. *Wollte* ihm nicht glauben, einem Kerl, der offenbar vom Intrigieren lebte. Und dennoch? Was hatte Lisbeth auf Ottos Vorwürfe erwidert? Er war damals so-

fort zu ihr gestürmt. Nur noch vier Tage war's vor dem Trauungstermin. Zunächst verschwieg er die Mitteilung seines Renkontres mit Lambertz. Er musste diplomatisch vorgehen: listig sücheln und frägel. Er habe da Dinge gehört: dass sie sich allzu häufig mit deutschen Herren treffe, von welchen Rendez-vous sie ihm nie etwas sage ... Nun? Sie habe ihm auch nie vom Inhalt der zwei deutschen Briefe gesprochen, die im Laufe der letzten Woche an sie gekommen seien ... Ja, sie trage seit ein paar Tagen auch ein neues, rotes Ledertäschchen, das er früher nie bei ihr gesehen ... und ob sie das immer im Koffer behalten habe, hä ...? Und mit wem sie denn zum Beispiel zwischen vier und sechs am Zürichhorn oder auf der Hohen Promenade spaziere ...? Mit einem Wort: was mit dem Grafen los sei, ihrem früheren Mann? Denn es spuke etwas von diesem Halunken in der Atmosphäre.

Lisbeth lag während dieser Anklage lang ausgestreckt auf der farbigen Couch des Negerli; hielt ein offenes Buch auf ihren Schoss, sah aber an die Decke. Antwortete nichts. Doch aus ihrem Schweigen sprach weder ein Verzicht auf die Verteidigung noch eine beleidigte Opposition. Es schien wahrhaftig, als hätte sie sich taub gestellt und nichts vernommen aus dem Katalog all der Verdächtigungen.

«Warum schweigst du?» herrschte sie Otto an. Er ertrug es nicht, dass seinem Impuls nicht gleicherweise mit Impuls begegnet wurde. Hier war Bestürzung und wütende Verteidigung doch bei Gott am Platze. Oder bedeutete ihre stumme Ruhe die Souveränität der Unschuld? «So sag' doch nur ein Wort!» sprach er schon mit beherrschterer Stimme. Auf ihr erneutes Schweigen wiederholte er die erste Frage im Ton des Bittens: «So sag' mir doch, warum du schweigst?» Da trafen ihn ihre Augen, ohne dass sie den Kopf aus seiner geraden Liegelage rückte; und sie sagte ruhig: «Auf solche Fragen gibt es keine Antwort.» Und auf Ottos fragenden Blick fuhr sie fort: «Weil ja die Antwort von einem solchen Frager doch nicht geglaubt würde ...» Müde schloss sie die Augen.

Da brüllte er sie an: «Jedes Wort von dir könnte Wahrheit sein; wenn auch vielleicht die bitterböseste. So aber wird dein seelenfaules Schweigen zu einer einzigen Lüge ... Ja, du lügst ...» Er schreit es ihr ganz nahe ins Gesicht.

Sie zuckte nicht zusammen unter der Beleidigung. Die Augen öffneten sich wieder in einem stumpfen Blick zum grauen Glasdach des Ateliers.

Sie blickten nicht böse; sie blickten nicht gut. Es waren weder Vrenis gläserne Kugeln, noch drang die warme Strahlung der Mutter aus ihnen, wie damals, als die Not ihre Seele kindlich und klar gemacht hatte. Nein, diese dunkeln Pupillen sahen apathisch; starrten wie leere Fenster, hinter denen eine Seele wohnt, einsam in einem grossen, finstern Saal; nach innen blickend, weit weg vom Gegenwärtigen; träumend von einer Ferne; weit weg im Anderswo.

Aber Otto sah auf einmal, dass sich zwei grosse Tränen aus ihren Augenwinkeln lösten und langsam, langsam herunterrannen. Da packte ihn eine verzweifelte Reue über seinen harten Ausbruch: «Verzeih mir ... Ich liebe dich doch ... Die ganze Verleumdung kommt ja gar nicht aus mir ... Dieser Hund, der Lambertz, hat sich an mich herangemacht. Er sagte, dass du von deinem Grafen gar nicht geschieden seist ... Ich habe ihm ins Gesicht geschlagen, jawohl ... Das ist Beweis genug, dass ich dem Lumpenkerl nichts glaube ... Aber sprich doch ... nur ein Wort ...»

Kaum bemerkbar zuckte es um ihren Mund, als Otto Lambertz' Namen aussprach. Da kam es leise: «Ach so, der Lambertz, also dem glaubst du?»

«Ich sage dir ja, dass ich ihn geschlagen habe.» Und er kniete an der Couch nieder, ergriff Lisbeths Hand und presste sie heftig an sein Herz.

«Aber mich schlägst du ja auch ... jedenfalls mit Worten», kam es unsäglich müde von ihren Lippen, die sich beim Sprechen kaum zu öffnen schienen. «Der Graf ist nicht mehr mein Mann ... Glaub' was du willst ...»

«Nochmals, verzeih mir ... In vier Tagen ... du weisst doch ... Das ist doch wahrlich mein Beweis, dass ich dir glaube ...»

Jetzt erhebt sie sich ein wenig aus dem bunten Gewölk der Seidenkissen. Sie presst ihren kleinen Kopf an den seinen und streichelt seine wirren Haare: «Natürlich verzeihe ich dir.» Für seine erregte Seele sprach sie es allzu sanft. Sie fragte auch nichts Näheres über Lambertz' Verleumdungen. Vor dem Ansturm seiner Impulse schien sie sich in eine rätselhafte Lethargie zu retten.

Er küsste sie leidenschaftlich. Doch er fühlte, dass ihre Lippen sich wohl öffneten; aber dass ihre Küsse so stumm blieben wie ihr Schweigen; und leblos wie die matte Tonart ihrer Rede. Er fragte in höchster Angst: «Du bist mir wirklich nicht mehr böse? Lisbeth, ich bitte dich!»

Sie umarmte ihn inniger, verweinten Gesichts; aber mit neuen Augen, die wieder lebten und ihm

ins Herz blickten. Und es war ihm, als ob ein Engel zu ihm spräche, nicht eine begehrende Geliebte, als sie mit sanfter Stimme zu ihm sagte: «Wie soll ich dir böse sein, du guter lieber Mensch. Du hast alles für mich geopfert und willst dich jetzt auch selber opfern. Es ist fast unrecht, dass ich das alles von dir nehme. Ich habe dir nichts zu verzeihen . . . Verzeih du mir . . . Du bist sehr gut . . .»

Oh, das war eine schöne Melodie für Ottos Ohr. Diese Stimme war ihm in jener ersten Nacht erklungen unter dem vollen Mond, als er in ihrem Angesicht die Mutter sah. Da sang es aus dem Herzen. Aber — so schien es Otto — es klang nicht aus dem Blut. «Küss' mich», rief er flehend.

Ja, da küsste sie ihn, wie er's verlangte. Aber ihre müde Trauer, die ihn so quälte, wich nicht von ihr. So ohne Rausch und Taumel hatten sie sich noch nie geküsst.

Der erste Streit der Liebenden vernarbt nicht leicht . . . so hatte Otto einmal gelesen. Dieser Gedanke peinigte ihn um so mehr, als er an Lisbeth wieder völlig glaubte. Er musste seinen Glauben vor ihr festigen. Ein Zeichen musste geschehen! Sein Gefühl schrie nach Verkörperung des Unsichtbaren. Dann würden Lisbeths Küsse wieder heiss werden im Liebesglauben. Er eilte davon. Lisbeth sah seine Verwirrung. Sie rief ihn zurück. Vergeblich.

Er raste in seine Werkstatt. Er wusste, dass in dieser Nacht infolge eines Spezialauftrages in der Stempelabteilung mit Ueberzeit bis zwölf Uhr gearbeitet wurde. So kam er leicht ins Haus. Nur in den Parterreräumen schien Licht. Ein Notar summte wie eine grosse Biene. An den Maschinen werkten die Männer und sahen nicht auf. Sie arbeiteten stumpf, weit weg von Liebe und von Politik. Die Arbeit frass sie auf. Sie waren froh darüber.

Otto sprang die Stufen hinauf zum ersten Stock, zu seinem Arbeitsraum. Da war er allein. Sein nächster Kollege Wolfer sass ihm hier am Tage sonst gegenüber und unterhielt ihn von seiner Braut und über die politische Lage, genau so wie sie seine Zeitung ihm erklärte. Heute nacht aber sprach hier niemand. Nur die grosse Biene summte unten im Motor.

Otto setzte sich an seinen Graviertisch. Entwarf in fliegenden Zügen einen Liebesbrief; von wenigen Zeilen nur; doch überfüllt von allen höchsten Worten des Gefühls. Aber das war noch nicht das «Zeichen». Er griff nach einem goldschimmernden

Messingblatt, nicht grösser als ein Postumschlag; und ritzte das Bekenntnis seines Liebesglaubens mit feiner harter Nadel in das Metall. Doch war's nicht in den Lettern der gewöhnlichen Schreiber unter den Menschen. Er schrieb's in Spiegelschrift, ein Kunststück des Graveurs.

«Du wirst es nie zerknittern und verwischen, Lisbeth; denn das Metall ist dauerhaft und treuer als Papier. Du kannst's nicht einfach flüchtig überfliegen und wieder gleich vergessen; denn nur im Spiegel entziffert sich für dich die Schrift. Und siehst dabei wie schön du selber bist — wenn du mich liebst.» So schrieb er auf ein Begleitpapier, bevor er das Liebes-Denkmal in einen Umschlag schloss . . . Noch in der Nacht legte er es, verstohlen vor der Schlafenden, auf den Frühstückstisch. Wenn sie erwachen wird am Morgen und er schon längst in seiner Werkstatt sitzt — dann wird sein Liebesschwur und Liebeszeichen — in Erz verewigt — kunstvoll in ihre Seele reden: «Ich glaube an dich. Ich will dich immer lieben. Immer.»

Quer durch den Sekretär

Mit quälender Unruhe zählten die alten Weidmanns die wenigen Tage bis zur Trauung. Uebermorgen würde es sein. Otto hatte sich nicht mehr gemeldet. Seine Wohnstätte kannten sie nicht. Trotz Herrn Nabholz's Weisheit war der Alte auf Drängen seiner Emma zwar nicht zur Polizei, aber wenigstens zum Pfarrer Hotz gegangen, der sich anerbote, dem Otto über die Adresse seiner Werkstatt einen Brief zu schreiben, der ihn zu einer Unterredung ins Pfarrhaus aufforderte: «um der Ehre und des Friedens Ihrer Familie willen.»

Otto antwortete nicht. Nur mit Grobheiten hätte er den Pfarrer widerlegen können. Er musste nun seinen Weg gehen. Gerti, in der Ahnung, dass in Ottos Berufswechsel Entscheidendes geschah, hatte ihm fünfzig Franken aus Paris geschickt. Die konnte man wohl brauchen. Denn wenn in spätestens acht Tagen das Negerli aus Ascona zurückkam, so stand man vor dem grossen Fragezeichen: Wohin? Lisbeth hatte immer nur die richtige Antwort: «Dann zieh'n wir eben nach Paris. Da gibt's für jeden zu leben, bald schlecht, bald recht.» Die Geldfrage machte ihr gar keine Sorgen, solange von irgendwem das Nötige bezahlt wurde. Wenn ihr eigenes Portemonnaie gerade einmal nicht leer war, so hatte sie von jeher ohne kleinliche Bedenken auch andere beschenkt. Geldgierig war sie wirklich nicht. Geld war nicht da zum Denken, nur zum Zahlen — gleichviel woher es kam.

Auch an Grossvater Weidmann war ein Brief von Gerti gekommen: sie wäre in einem Monat wieder da. Es würden dann manche Missverständnisse bereinigt. Allerdings gäbe es kein Zusammenwohnen mehr im Steinernen Winkel. Da würde sich überhaupt, wie sie zu wissen glaube, bald einiges ändern. Aber die Alten sollten auf sie und Otto nicht allzu böse sein. Sie wolle gerne für den Frieden sorgen. Ueber die projektierte Heirat mit Vuillemin junior schrieb sie noch nichts.

Gewiss, es kann sich da bald einiges ändern im Seldwyla hinter dem Barocktor. Die Baukommission war wieder da gewesen: der alte und der junge Hauser, Herr Vuillemin senior, der zwergenkleine Millionär Stämpfli, ein französisch redender Agent und der jugendlich bewegte Architekt Freudweiler mit seiner Hornbrille auf der Nase. Sie massen wieder des langen und breiten mit Meterbändern und mit Stangen. Der Freudweiler redete dazu grossartige Sachen. Ein Stück von Hämigs Gemüsegarten käme weg; es falle auch der vordere Haustrakt mit Zuberbühlers Wäscherei und Rüeegg's Buchbinder-Boutique. Dann mache sich die Fassade am Zeltweg vorne schlechthin monumental! Das werde ein Bauklotz von hoher konstruktiver Schönheit! In diesem Falle könne der Weidmannsche alte Anbau eventuell bis zur Feuermauer sogar stehen gelassen werden. Das sei sein Projekt Nr. 1.

So meinte der emsige Architekt, indem er die Hornbrille in die Stirne schob, um als Kurzsichtiger seine Bauplan-Skizze genauer betrachten zu können. Aber als Projekt Nr. 2 käme für den neuen Fabrikflügel auch eine Bauflucht in Frage, die quer durch den Weidmannschen Hauspartikel liefe. Das gestehe sich zwar ein bisschen teurer als Projekt Nr. 1; aber es würde dann auch ein wahres Prachtstück unverlogener Sachlichkeit und Monumentalität der Fläche! Und Herr Freudweiler zog mit weitausschweifender Gebärde seines gelben Meterstabes eine gewaltige Linie von der dicken Linde drüben bis in das offene Fenster der Weidmannschen Stube, und rief mit eifriger Phantasie: «Das geht dann schräg durch das Zimmer — sehen Sie, Herr Stämpfli — etwa da, wo jetzt der kleine Sekretär steht, und weiter bis zum Stall. Das wäre eine beachtenswerte Variante des Hauptplans.» Aller Augen blickten der Luftlinie des Baukünstlers nach.

Grossvater Weidmann betrachtete seinen von der theoretischen Architektur bereits zerschnittenen

Sekretär, an dem er immer häufiger seine Sorgen-Rechnungen anzustellen pflegte, während das Polenkind ihm zusah mit platt an die Scheibe gedrücktem Näschen. «So, so, durch meinen Sekretär?» dachte er. «Und wenn ich davor sitze, so geht die Bauflucht womöglich durch mich selbst hindurch.»

Er hätte jetzt vor den Herren sagen können: «Das gibt es nicht. Das Haus gehört mir. Ueber den Boden könnt ihr nicht ohne mich verfügen.» Aber er sagte es nicht. Er wusste, dass er Angebote erhalten würde, die nicht so ohne weiteres abzuweisen waren in seiner neuen Lage. Denn die Haushaltsrechnung war äusserst schwierig geworden, seit der Unterzins von Arnold nur noch die Hälfte betrug, und sozusagen eine Unterstützung, wo nicht ein Almosen bedeutete; und nachdem Ottos und Gertruds Beiträge — von der gräflichen Untermieterin gar nicht zu reden — vollkommen ausblieben. Da musste man also wohl in Herrgotts Namen mit der Notwendigkeit paktieren. Vielleicht behielt man noch sein Dach, und suchte dann auf seine alten Tage beim jungen Hämig drüben — falls schon ein Stück von dem Gemüsegarten übrig blieb — ein wenig Nebenarbeit als Gärtner und als Angestellter, so wie der Koller. Das war eine bittere Aussicht; aber beinahe noch erträglicher als der Gedanke des endgültigen, wenn auch noch so wohl bezahlten Wegzugs aus dem ein Leben lang gewohnten Gehäuse ... Aber Grossvater Weidmann liess nichts laut werden vor den Herren.

Weniger sentimental standen die Zuberbühlers und die Rüeegg's der drohenden Veränderung gegenüber. Die Wäscherei konnte bestehen bleiben, da das Trockengebäude hinten im Park erhalten blieb und durch einen anzubauenden Schuppen zu vergrössern war. Ihrer Wohnung in dem auffälligen Gemäuer weinten die Zuberbühlers keine Träne nach. Sie zogen eben in irgendeine Mietwohnung im Zeltweg oder sonstwo in der Nähe. Der Buchbinder aber, der von jeher über die Feuchtigkeit im Parterre geklagt hatte, wusste sogar schon ganz genau, wohin er wandern würde, falls die Vertreibung aus dem Paradies erfolgen sollte. Sein alter Adam war nicht totzuschlagen. Er blieb im Alter immer noch begierig neuer Dinge. Er hatte an der Plattenstrasse ein efeuübersponnenes Häuschen mit einer leeren Schmiede entdeckt, das für ein kleines Geld zu mieten war.

(Fortsetzung folgt)